

**Geschichte der deutschen Literatur  
von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit**

**Herausgegeben von Joachim Heinzle**

**Band I/2**

## **Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit**

Herausgegeben von Joachim Heinzle  
unter Mitwirkung von Wolfgang Haubrichs, Johannes Janota, L. Peter Johnson,  
Gisela Vollmann-Profe, Werner Williams-Krapp

Plan des Gesamtwerks:

**Band I: Von den Anfängen zum hohen Mittelalter**

Teilband I/1: Die Anfänge: Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen  
Mittelalter

Von Wolfgang Haubrichs

Teilband I/2: Wiederbeginn volkssprachiger Schriftlichkeit im hohen Mittelalter

Von Gisela Vollmann-Profe

**Band II: Vom hohen zum späten Mittelalter**

Teilband II/1: Die höfische Literatur der Blütezeit

Von L. Peter Johnson

Teilband II/2: Wandlungen und Neuansätze im 13. Jahrhundert

Von Joachim Heinzle

**Band III: Vom späten Mittelalter zum Beginn der Neuzeit**

Teilband III/1: 14. Jahrhundert

Von Johannes Janota

Teilband III/2: 15. Jahrhundert / Perspektiven des 16. Jahrhunderts

Von Werner Williams-Krapp

**Geschichte der deutschen Literatur  
von den Anfängen  
bis zum Beginn der Neuzeit**

Herausgegeben von Joachim Heinzle

**Band I:  
Von den Anfängen zum hohen Mittelalter**

**Teil 2:  
Wiederbeginn volkssprachiger Schriftlichkeit  
im hohen Mittelalter  
(1050/60–1160/70)**

von Gisela Vollmann-Profe

2., durchgesehene Auflage

**Max Niemeyer Verlag Tübingen  
1994**

## Quellenverzeichnis der Abbildungen

- Abb. 1: Bildarchiv Foto Marburg  
Abb. 2: Bibliothèque Nationale et Universitaire, Strasbourg/Frankreich  
Abb. 3: Kärntner Landesarchiv, Klagenfurt/Österreich  
Abb. 4: Universitätsbibliothek Heidelberg  
Abb. 5: Musée Cluny, Paris/Frankreich  
Abb. 6: Herzog-August-Bibliothek, Wolfenbüttel  
Abb. 7: Bildarchiv Foto Marburg  
Abb. 8: Bayerische Staatsbibliothek München

Umschlagbild: Vita Annonis, Siegburg, um 1183; Hessische Landes- und Hochschulbibliothek, Darmstadt (Hs. 945, Blatt 1<sup>v</sup>)

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

### **Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit**

/ hrsg. von Joachim Heinze. – Tübingen : Niemeyer.

Früher im Athenäum-Verl., Frankfurt am Main

NE: Heinze, Joachim [Hrsg.]

ISBN 3-484-10700-6

Bd. 1. Von den Anfängen bis zum hohen Mittelalter.

Teil 2. Wiederbeginn volkssprachiger Schriftlichkeit im hohen Mittelalter : (1050/60 – 1160/70) /

von Gisela Vollmann-Profe. – 2., durchges. Aufl. – 1994

NE: Vollmann-Profe, Gisela

ISBN 3-484-10702-2

© Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG, Tübingen 1994

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Satz: Williams Graphics, Abergelle

Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen

Einband: Heinr. Koch, Tübingen

# Inhaltsverzeichnis

Vorworte .....	VII
Einleitung .....	3
<b>ERSTER ABSCHNITT:</b>	
Vom ‚Ezzolied‘ zur ‚Kaiserchronik‘ (1050/60–1130/40) .	11
<b>Literarische Interessenbildung</b> .....	12
Überblick .....	12
Modelle .....	19
Das ‚Ezzolied‘ .....	19
Das ‚Annolied‘ .....	22
‚Vom Rechte‘ .....	24
Die ‚Kaiserchronik‘ .....	27
<b>Die literarischen Formen</b> .....	32
Überblick .....	32
Das „Heil im Vollzug“ .....	34
Formen der Rede: Belehrung über das Heil .....	44
Predigt .....	45
Reimpredigt .....	48
Reimtheologie .....	53
Theologische Naturkunde .....	56
Anhang: Erd-, Natur- und Heilkunde .....	57
Erzähltes Heil .....	59
Bibeldichtung .....	60
<i>Biblische Balladen</i> .....	61

<i>Bibelepik</i> .....	63
<i>Alttestamentliche Dichtungen</i> .....	65
<i>Neutestamentliche Dichtungen</i> .....	74
Geschichtsdichtung .....	79

## ZWEITER ABSCHNITT:

### Von der ‚Kaiserchronik‘ zum ‚Rolandslied‘

(1130/40–1160/70) .....	87
-------------------------	----

<b>Literarische Interessenbildung</b> .....	88
---	----

Überblick .....	88
-----------------	----

Modelle .....	93
---------------	----

‚Vom Priesterleben‘ .....	93
---------------------------	----

Wernhers ‚Moralium dogma philosophorum‘ .....	97
---	----

‚König Rother‘ .....	100
----------------------	-----

Das ‚Rolandslied‘ .....	103
-------------------------	-----

<b>Die literarischen Formen</b> .....	107
---------------------------------------	-----

Überblick .....	107
-----------------	-----

Das „Heil im Vollzug“ .....	110
-----------------------------	-----

Unmittelbare Belehrung: Formen der Rede .....	119
---	-----

Geistliche Belehrung .....	120
----------------------------	-----

<i>Predigt</i> .....	120
----------------------	-----

<i>Reimpredigt</i> .....	126
--------------------------	-----

<i>Reimtheologie</i> .....	137
----------------------------	-----

Weltliche Lehrdichtung .....	150
------------------------------	-----

Erzählende Literatur .....	153
----------------------------	-----

Werke nach geistlich-lateinischen Quellen .....	155
---	-----

Deutsche Werke nach französischen Quellen .....	163
---	-----

Erzählende Literatur auf der Basis mündlicher Überlieferung:	
--	--

Spielmannsepik .....	170
----------------------	-----

Literaturhinweise .....	187
-------------------------	-----

Register .....	199
----------------	-----

## Vorwort zur 1. Auflage

Der hier vorgelegte Teilband I/2 der ‚Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit‘ umfaßt etwa den Zeitraum zwischen 1050 und 1170. Die sogenannte frühmittelhochdeutsche Literatur-epoche präsentiert sich somit in einem eigenen Band und nicht, wie ursprünglich geplant, in der „traditionellen“ Verbindung mit dem Althochdeutschen. Der Grund hierfür liegt in der Konzeption unserer Literaturgeschichte. Einerseits sollte das gesamte Schrifttum, vom Morgensegen bis zum Marienhymnus, von der Predigtskizze bis zum Bibeleos, erfaßt und andererseits der Versuch unternommen werden, dieses Schrifttum in die sozio-kulturellen Gegebenheiten ihrer Zeit einzubetten – oder doch zumindest die Möglichkeiten einer solchen Einbettung zu diskutieren. Ein im Vergleich zu anderen Literaturgeschichten etwas erhöhter Umfang und die Abtrennung eines eigenen Teilbandes ergaben sich daraus fast zwangsläufig. Doch war der Zwang nicht ganz unwillkommen: Auf diese Weise ließ sich die Eigenständigkeit eines Abschnitts der Literaturgeschichte unterstreichen, der oft Gefahr läuft, nur als Pufferzone zwischen althochdeutscher Zeit und höfischer Klassik betrachtet zu werden.

Wenn eben von Vollständigkeit die Rede war, so sind hier freilich gewisse Einschränkungen zu machen. Im Bereich der Gebrauchsliteratur (Wundrezepte, Verwünschungs- und Segensformeln, Gebetsrufe u.ä.) kann es nur um möglichst vollständige Erfassung der Typen, nicht um die Katalogisierung jedes einzelnen Kleintextes gehen. Vor allem aber muß man sich dessen bewußt bleiben, daß der in diesem Buch vorgestellte Kanon von Werken nur einen Ausschnitt aus der gesamten literarischen Produktion (und Reproduktion) der Zeit darstellt. Neben der hier diskutierten deutschsprachigen Literatur steht der quantitativ wie qualitativ gleichermaßen imposante Komplex der mittellateinischen Werke, und es gibt weiterhin die mündliche Dichtung mit ihren Liebes-, Tanz- und Heldenliedern, die der neuen schriftliterarischen Dichtung in deutscher Sprache nicht einfach kampflos das Feld räumten. Diese beiden Bereiche sind als wesentliche Bestandteile des geistigen „Haushalts“ der Zeit präsent zu halten – und es soll an dieser Stelle ausdrücklich auf sie verwiesen werden, da sie im Verlauf der Darstellung nicht explizit zur Sprache kommen. Dies hat seinen Grund in den durch die Sachen selbst gesetzten Grenzen: Dürftigkeit bzw. erdrückende Fülle des Materials. Während wir über Art, Umfang und Publikumsrelevanz der mündlichen Dichtung nur Vermutungen anstellen

können, wäre eine Besprechung der gesamten lateinischen Produktion der Zeit unmöglich, die Aufnahme nur der „bedeutenden“ mittellateinischen Werke aber würde den Blick eher ablenken als schärfen. Immerhin haben wir uns bemüht, die beiden Bereiche dort einzubeziehen, wo die besprochenen Denkmäler dies erforderten. Wir haben auf die, wenn auch undeutlichen Spuren mündlicher Tradition hingewiesen und die Einflüsse herausgestellt, die die lateinische Literatur auf die eine und andere Gattung, auf das eine und andere Denkmal ausgeübt hat. Darüber hinaus sehen wir jedoch in der Beschränkung auf die deutsche schriftliterarische Produktion nicht nur einen notwendigen, wenn auch bedauerlichen Verzicht, sondern glauben, daß sich in einem solchen Vorgehen auch die bedeutendste Veränderung unserer Epoche widerspiegelt, die Verbindung der Volkssprache mit der Schriftkultur, Ausdruck und gleichzeitig *Movens* einer sich wandelnden Mentalität. In dem Augenblick aber, in dem man die schriftliche Fixierung als notwendig und mündlicher Tradierung überlegen empfand, war, auch wenn zunächst eine „literat-illiterate Mischkultur“ (Curschmann) entstand, der traditionellen mündlichen Dichtung weithin der Boden entzogen, und auch die Bedeutung des Lateins mußte über kurz oder lang zurückgehen, da eine wesentliche Komponente seiner Überlegenheit über die Volkssprache, eben die Schriftlichkeit, von dieser selbst übernommen wurde.

Allen, die zum Zustandekommen dieses Buches beigetragen haben, sei hier gedankt. Zunächst den Personen und Institutionen, die die Beigabe der Abbildungen ermöglicht haben, sodann H. Linder für die Betreuung der Drucklegung. B. Wachinger danke ich für geduldige Auskunft aus der Werkstatt des Verfasserlexikons und P. Sappl für manchen hilfreichen Druck auf die richtige Computertaste zur rechten Zeit. Mehr, als sich in kurzen Worten sagen läßt, verdankt das Buch und seine Autorin W. Haug; möge es ihn bei der Lektüre erfreuen. Mein sehr herzlicher Dank gilt J. Heinzle – für gleichbleibende Geduld, freundliche Aufmunterung und für die Lektüre des Manuskripts. Ohne die Hilfe meines Mannes wäre ich an vielen Stellen ratlos gewesen – nicht nur bei der maschinellen Herstellung des Registers und der Bearbeitung des steinigen Bodens der frühen deutschen Predigt: *gratulans fideliter et ex mente tota*.

Tübingen, im November 1985

Gisela Vollmann-Profe

## Zur 2. Auflage

Der Text der 1. Auflage wurde unverändert übernommen, die Literaturhinweise auf den neuesten Stand gebracht.

Eichstätt, im Juli 1994

G. Vollmann-Profe

TEIL 2

**Wiederbeginn volkssprachiger Schriftlichkeit  
im hohen Mittelalter  
(1050/60–1160/70)**

von Gisela Vollmann-Profe



## Einleitung

Auch wenn jeder literaturgeschichtlichen Periodenbildung grundsätzlich etwas Problematisches anhaftet, gehört doch die Zeit von der zweiten Hälfte des ersten bis zum dritten Viertel des zwölften Jahrhunderts zu den Abschnitten der deutschen Literaturgeschichte, deren Ausgrenzung kaum nennenswerte Schwierigkeiten bereitet: Die Periode definiert sich gewissermaßen von selbst durch relativ klare Grenzlinien. Den Anfang markiert der um die Jahrhundertmitte zu beobachtende Neubeginn schriftliterarischer Produktion in der Volkssprache, nachdem etwa 150 Jahre lang volkssprachige Literatur kaum aufgezeichnet worden war. Der Eindruck des Neuen wird noch dadurch verstärkt, daß die sprachliche Gestalt dieser literarischen Erzeugnisse sich deutlich von der früherer Denkmäler unterscheidet: Sie gehören der (früh)mittelhochdeutschen Sprachstufe an. Das Ende der Epoche ist etwas schwieriger zu bestimmen; hier ist der Begrenzungstreifen ein wenig breiter. Doch ist mit der sogenannten höfischen Klassik und dem unverwechselbaren Gepräge ihrer Werke in jedem Fall eine weitere Phase der literarischen Entwicklung erreicht, die sich klar vom Vorhergehenden abhebt.

Wenn wir freilich so die frühmittelhochdeutsche Literaturepoche durch vorgegebene Grenzmarken, gleichsam von außen her, konstituieren, dann müssen wir uns der Gefahr bewußt bleiben, die mit einem solchen Vorgehen verbunden ist. Sie besteht darin, die Periode zu definieren durch ein Nicht-mehr und Noch-nicht und dabei ihr charakteristisch Eigenes zu übersehen. Tatsächlich bestimmte der Blick auf das Vorausgehende und das Nachfolgende oft genug das Urteil über sie – häufig mit negativem Ergebnis. Einerseits vermißte man in ihr die Frische des althochdeutschen Aufbruchs, andererseits die Reife der Klassik. Es soll nicht bestritten werden, daß Urteile dieser Art in gewissem Sinne zutreffen; dennoch verkennen sie die innere Einheit und die eigene Leistung dieser Zeit. Die Leistung läßt sich am prägnantesten dadurch charakterisieren, daß es der Volkssprache in diesen rund hundert Jahren gelingt, literarisch zu werden. Dies gilt zunächst in einem ganz wörtlichen Sinn: Sie verbindet sich nunmehr endgültig dem Buchstaben, der Schrift, derart daß wir seit dieser Zeit (und erst seit ihr) von einer kontinuierlichen Geschichte der deutschen Literatur sprechen können. Aber auch in einem tieferen Sinne kommt in dieser Zeit die deutschsprachige Literatur zu sich selbst. Am Anfang der Epoche steht die Volkssprache, soweit sie der Aufzeichnung für wert befunden wird,

noch ganz im Dienste der Theologie, des Glaubens. Die Literatur dient damit einer unabhängig von ihr existierenden, unbezweifelbaren weil geoffenbarten Wahrheit, bei deren Verkündigung und Vertiefung sie Hilfestellung leistet. Wenn in diesem Zusammenhang ästhetische Wirkung angestrebt, wenn schöne Form bewußt eingesetzt wird, dann hat das Schöne die Funktion, dieser Wahrheit als Schmuck zu dienen, vergleichbar einem kostbaren Gewand, das sich dem unendlich edleren Träger anzupassen sucht. Am Ende der Epoche beginnt die Literatur sich als eigenständige Vermittlerin von Erkenntnis zu verstehen, als Möglichkeit zur Erfahrung einer Wahrheit, die es immer erst neu zu suchen gilt. Gleichsam das Siegel auf diese Entwicklung wird der Durchbruch zur reinen Fiktionalität im höfischen Roman sein.

So erstaunlich aber der Neueinsatz und rasche Fortschritt einer schriftsprachigen deutschen Literatur auf den ersten Blick erscheinen mag, so verständlich wird dieser Vorgang, wenn man die Literatur jenes Jahrhunderts nicht als isoliertes Phänomen, sondern als Teil einer umfassenden geschichtlichen Entwicklung betrachtet. Schon lange hat man erkannt, daß der unter Heinrich IV. ausgebrochene Investiturstreit bzw. die Gregorianische Reform eine neue Epoche des Mittelalters eröffnet, aber erst die Forschungen der letzten Generation haben deutlich gemacht, daß um die Mitte des 11. Jahrhunderts Zentraleuropa und speziell das Deutsche Reich von einem Wandel erfaßt wurde, der nahezu alle Lebensbereiche einschloß. War die vorhergehende karolingisch-ottonisch-frühsalische Epoche, in ihrem Grundcharakter „archaisch-patriarchalisch“, von der (germanisch-fränkischen und der spätantik-christlichen) Tradition bestimmt gewesen und von daher eher statisch, so beginnt nunmehr ein Prozeß der Differenzierung, ein Anwachsen von „Mobilität und Rationalität“ (Bosl), das die alten Denk- und Handlungsmuster in Frage stellt und durchgreifende Veränderungen hervorruft.

Um mit jenem Phänomen zu beginnen, das am tiefsten ins allgemeine Bewußtsein gedrungen ist: Im Investiturstreit, dem Kampf zwischen Kaiser und Papst um den Führungsanspruch in der christlichen Welt, zerbricht das bislang unerschütterte Vertrauen in die karolingische Vorstellung vom *Sacrum Imperium* als der politischen Verwirklichung des augustinischen Gottesstaates. Es war die Vorstellung eines „Heiligen Reiches“ gewesen, das einträchtig vom Papst als dem kirchlich-religiösen und vom Kaiser als dem weltlich-religiösen Vertreter Gottes/Christi zu leiten, d.h. seinem Heil zuzuführen sei. Dabei kam nach dem Muster Konstantins und des byzantinischen Basileus und in Fortführung antiken Reichsdenkens dem Kaiser ein übergeordneter Rang zu. Unter Heinrich III. (1039–1056) erreichte jenes frühmittelalterliche theokratische Kaiserverständnis seinen Höhepunkt und zugleich sein Ende. Das Papstwahldekret von 1059 deutet an und der ‚*Dictatus Papae*‘ von 1075 zeigt mit aller Klarheit, daß man in den Kreisen der Reform zu einer radikal entgegengesetzten Bewertung des Verhältnisses

Kaiser-Papst gelangt war: Unterordnung des Kaisers unter den Papst. Der Vorgang ist signifikant: Jahrhundertealte Traditionen werden nicht behutsam korrigiert, sondern fundamental in Frage gestellt. Das deutsche Königtum hat diese Revolution nicht akzeptiert: Friedrich Barbarossa, unter dessen Herrschaft die frühmhd. Literaturperiode ausläuft, unternahm noch einmal einen großangelegten Versuch, dem Kaisertum die sakrale Würde wiederzugewinnen. Freilich, die zwischen dem großen Salier und dem großen Staufer schmerzlich gewonnene Erfahrung, daß weltliche und geistliche Dinge doch keine selbstverständliche Einheit bilden, war im Grunde irreversibel. Und so ist denn auch die problemlose Selbstverständlichkeit verloren, mit der die frühmittelalterliche „politische Religiosität“ Welt und Überwelt ineins gesetzt hatte. An ihre Stelle tritt eine „religiöse Politik“, politisches Handeln mit religiösen Implikationen, das nicht mehr selbstverständliche Folge eines weltlich-geistlichen Synergismus ist, sondern reflektierte Aufgabe und zäh verteidigter Anspruch. Dabei wird weder die Existenz eines religiösen Kaisertums noch die Gottgewolltheit des Papsttums in Frage gestellt – insofern befinden wir uns noch ganz im Mittelalter – aber beide Mächte, zuerst das Papsttum, dann auch das Kaisertum, nehmen ihre Zuordnung zueinander nicht mehr als gottgewollt-vorgegeben hin, sondern suchen sie (theoretisch wie praktisch) zu definieren, zu begründen und auch antagonistisch zu verändern. In dieser Auseinandersetzung vollzieht sich ein Vorgang der Differenzierung und Bewußtwerdung der je eigenen Wesenheit und der je eigenen Wirkungsmöglichkeiten.

Die im Kampf zwischen Papst und Kaiser zutage tretenden neuen Impulse lassen sich auch in anderen Bereichen beobachten. Zwar wird die „alte“ Welt- und Werteordnung als Rahmen grundsätzlich anerkannt; gleichzeitig aber macht sich innerhalb dieses Rahmens ein starkes Streben nach Veränderung bemerkbar: die Erfahrung von Verschiedenheit, von Eigenheit, von subjektiv-individueller Entfaltungsmöglichkeit und – damit zusammenhängend – das Bedürfnis nach größerer Freiheit.

Dies zeigt sich etwa an der sozial niedrigsten Stufe der Unfreien, den nicht mit einer bäuerlichen Hube ausgestatteten, zu ungemessenem, willkürlichem Dienst dem Herrn verpflichteten Eigenleuten. Zwar ändert sich auch jetzt nichts an ihrem rechtlichen Status der Unfreiheit, sozial aber verbessert sich ihre Stellung entscheidend, da es vielen von ihnen ab dem 11. Jahrhundert gelingt, sich vom *opus servile* (der „knechtlichen Arbeit“) durch die legitime Ergebung an einen Kirchenheiligen gegen Jahreszins freizukaufen und so einen Wandel der Leibeigenen-Grundstruktur herbeizuführen, der mit dem sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg von Bürgertum und Bauerntum, den Anfängen des Kapitalismus und dem Wachsen eines selbständigen Arbeitsethos der Menschen identisch wird (Bosl). Das neue Bewußtsein, daß Tüchtigkeit und Wagemut die finanzielle und soziale Situation entscheidend verändern kann, treibt auch die nachgeborenen Bauernsöhne in die Kolonisation bzw. in die Neusiedlungen des Landesausbaus –

in dem Jahrhundert zwischen 1050 und 1150 werden in Deutschland die letzten großen Wälder gerodet. Es ist auch der Grund für das Entstehen eines Stadtbürgertums mit Kaufmannschaft und spezialisierten Handwerkern. Städte gab es in Deutschland natürlich schon zur Zeit der Ottonen, aber diese waren im wesentlichen Bischofsstädte mit angeschlossener laikaler *familia*, die im Dienste des Bischofs bzw. anderer geistlicher Herrschaften stand. Erst im 11. Jahrhundert kommt es zum Zusammenschluß, zur „Einung“ der Kaufleute und Handwerker, die sich vor der Bischofsstadt, in den „faubourgs“ (Vorstädten) angesiedelt hatten und nicht zur *familia* des Stadtherrn gehörten, und erst damit tritt das auf, was wir als Stadtbürgerschaft verstehen können: ein Korpus von „freien“ Handels- und Gewerbetreibenden, die darauf hinarbeiteten, ihre Angelegenheiten selbst regeln zu dürfen. (1073 in Worms und 1074 in Köln erheben sich zum ersten Mal in Deutschland Bürgerschaften gegen ihre bischöflichen Stadtherrn.)

Auflösung der archaisch-patriarchalischen Ordnung, Ersatz der *familia*-ähnlich gedachten personalen Bindungen durch ein System von sachlichen Leistungen, verbunden mit dem Streben nach „objektiven“ Machtmitteln kennzeichnen auch die Veränderungen im Feudalapparat der Oberschicht. In unser Jahrhundert fällt der Wandel von der alten zur neuen Grafschaftsverfassung. War die „alte“ Grafschaft der bestimmte Gerichtsbezirk gewesen, in dem der Graf als der vom König (personal) Beauftragte Recht sprach, so versteht man nun darunter die Gesamtheit des allodialen (im freien Erbbesitz befindlichen) und feudalen (als Lehen verwalteten) Grundbesitzes, der sich in der Hand eines Grafenhauses befindet. Mit anderen Worten: die Grafschaft wird zum Territorium mit der festen Herrenburg als Machtzentrum, von der dann häufig die Grafschaft ihren Namen erhält. Auch hier konzentrieren sich „unternehmerische“ Kräfte auf die Ausweitung der eigenen „Freiheit“, sprich: der eigenen Herrschaft, versteht sich der Feudaladel nicht mehr als Teil des um den König gruppierten Personalverbandes, sondern als eigenständiger, sich seiner selbst bewußt werdender und oft genug seine eigenen Interessen rücksichtslos durchsetzender Machtfaktor – wenn auch immer noch im Rahmen des weiterhin gültigen und anerkannten Lehenswesens.

Historisch gesehen war die Zeit der Unmündigkeit Heinrichs IV. (1056–1065) für Neuerungen dieser Art günstig; entsprechend lag die Politik des zur Regierung gelangten Heinrich ganz auf der Linie der geschilderten Umorientierung des Herrschaft-Dienst-Verhältnisses. Heinrich schloß die Altadeligen weitgehend von der traditionellen Berater- und Mitherrscherfunktion aus und ersetzte sie durch Ministerialen, d.h. unfreie Gefolgsleute, die sich durch Einsatzbereitschaft und Spezialisierung ihrer Kenntnisse qualifiziert hatten und so zu einer Sonderstellung in der herrschaftlichen *familia* aufgestiegen waren. Diese Männer konnte ein Herr nach ihren persönlichen Fähigkeiten, ihrer Tüchtigkeit (und ihrer Härte) einsetzen, ohne auf eventuelle adelige Empfindlichkeiten Rücksicht nehmen zu müssen.

Daß sich die Ministerialen ihrerseits nun nicht – trotz der Fortdauer der alten Bezeichnung – als *familiares* im archaisch-patriarchalischen Sinne verstanden, sondern als Gruppe mit spezifischen Gruppeninteressen, zeigen die neu entstehenden Dienstmannenrechte, in denen Verpflichtungen und Entlohnung schriftlich fixiert und damit rechtlich einklagbar wurden.

Noch auf eine weitere Entwicklung muß kurz hingewiesen werden, die ebenfalls mit dem Namen Heinrichs IV. verknüpft ist: auf die Veränderung des Strafrechtssystems, das hinter der nunmehr auch auf Deutschland übergreifenden und von Heinrich unterstützten Gottes- und Landfriedensbewegung steht.

Die „Gottesfrieden“ waren von der Kirche (Cluny!) angeregte Friedenspakte, in denen sich die Beteiligten durch Schwur verpflichteten, zu bestimmten Zeiten (Freitagabend bis Montagmorgen, Fastenzeit) auf Fehdehandlungen zu verzichten. Friedensbrecher verfielen der kirchlichen Exkommunikation. Die „Landfrieden“ gehen darüber hinaus: Sie betreffen nicht nur Fehdehandlungen, sondern eine Vielzahl von Straftaten; sie werden unter Mitwirkung des Landesherrn (König, Herzog) beschlossen und der Friedensbruch wird vom weltlichen Arm bestraft. Die Straftat, die in der germanisch-fränkischen Rechtsordnung im wesentlichen Privatsache des oder der Geschädigten gewesen war, wird nunmehr zur Sache der Friedensgemeinschaft, des „Volkes“, das sowohl am Friedensschwur als auch an der Aufspürung und Festnahme des Schuldigen beteiligt wird. Strafverfolgung von Amts wegen, Untersuchung des Tatbestandes, Beurteilung der subjektiven Schuld werden jetzt ebenso möglich wie die Verfolgung von adeligen und rittermäßig bewaffneten Gewalttätern durch das „Volk“. Auch hier im Rechtswesen also ein tiefgreifender Wandel, ein Ablösen tradierter Rechtsvorstellungen und Rechtsgebräuche durch neue, objektive, rationale und – in gewissem Sinne – „demokratische“ Normen.

Ein Blick auf die Wissenschaftsgeschichte vervollständigt das Gesagte. In dem durch Berengar von Tours 1050 ausgelösten Abendmahlsstreit kündigt sich das Aufbegehren der Ratio gegenüber dem Dogma zum ersten Mal im Mittelalter in voller Schärfe an; zur selben Zeit entwickeln sich in Chartres, im Loirebecken, in Laon und Paris internationale Bildungszentren; in Bologna wird 1084 durch Irnerius eine Schule des römischen Rechts begründet, die sehr rasch Studierende aus ganz Europa anzieht; Bernold von Konstanz († 1100), Lanfranc von Bec († 1089) und sein Schüler Ivo von Chartres († 1116) entwickeln Prinzipien einer wissenschaftlichen Behandlung des kirchlichen Rechts (Kanonistik), die dann mit dem ‚Decretum‘ Gratians (um 1142) ihren ersten großen Höhepunkt erreicht; um 1070 schreibt Anselm von Canterbury sein ‚Monologium‘, das erste Werk einer neuen Theologie (Scholastik), die bereits in der nächsten Generation einen Abaelard hervorbringen wird.

In all den genannten Erscheinungen erweist sich die Zeit um und nach 1050 als eine Epochengrenze, wobei die neue Epoche schlagwortartig als „Erwachen zum Selbst“ charakterisiert werden könnte: Erfahrung des

Selbst als differenzierten Teils des Ganzen, Erfahrung der Fähigkeit zu eigenem Urteil, eigenem Handeln, eigener Freiheit und damit auch zur Distanzierung von dem, was bisher unbezweifelt und unangefochten gegolten hatte. Aber wie immer in Zeiten allgemeinen Umbruchs und großer Veränderungen erlebt man das Neue nicht nur positiv als Eröffnung bisher nicht gekannter Möglichkeiten, sondern auch als Gefährdung. Nicht nur Erleichterung, Selbst- und Weltgewißheit sind die Folge, sondern auch Unsicherheit und die Suche nach Orientierungspunkten. Beides findet sich in unserer Periode nebeneinander, freilich nicht durchgehend gleich stark ausgeprägt. Scheint zunächst das Gefühl der Verunsicherung vorherrschend, so tritt doch nach und nach die Freude an der Erforschung und Beherrschung der im konkreten und übertragenen Sinn weiter gewordenen Welt in den Vordergrund.

Das immer stärkere Anwachsen der volkssprachigen Literatur ist Ausdruck dieser Situation. Es erklärt sich aus dem gesteigerten Selbstbewußtsein, dem größeren Informations- und schließlich auch Repräsentationsbedürfnis einer unabhängiger und kritischer werdenden Laienschicht.

Die bildende Kunst der Zeit scheint auf ein ähnliches Bedürfnis zu reagieren, wenn in diesen Jahrzehnten die Ausschmückung des Kirchengebäudes allenthalben über das kultische Zentrum des Altars hinausgreift und die bildliche Darstellung des Heilsgeschehens nicht nur das Informationsstreben der Laien befriedigt, sondern durch anspruchsvolle Gestaltung auch ihrem gewachsenen Selbstbewußtsein entgegenkommt. (Vgl. Abb. 1.)

Mit dem größer werdenden Selbstbewußtsein wächst aber auch die Suche nach verbindlichen Werten, nach lebensbestimmenden Normen. Die Literatur vermittelt solche Werte, wenn auch nicht das ganze hier zu behandelnde Jahrhundert hindurch auf gleiche Weise. Zunächst formulieren die Werke mit allem Nachdruck die christlich-kirchlichen Forderungen und suchen mitten im allgemeinen Wandel das Dauernde herauszustellen, die Welt *sub specie aeternitatis* („mit dem Blick auf die Ewigkeit“) zu betrachten. Allmählich gehen sie dann dazu über, die Normen für ein vorbildliches Leben nicht mehr allein vom Jenseits her zu entwickeln, sondern auch danach zu fragen, welches Verhalten zu Ehre und Ansehen in der Welt führt. Parallel dazu erweitert sich der Themenkreis über Biblisch-Theologisches hinaus, nehmen die Autoren größere Freiheit in Anspruch, schalten sich weltliche Auftraggeber in den literarischen Betrieb ein.

Entsprechend gliedern wir die gesamte Periode in zwei Phasen: eine erste, rein kirchlich geprägte, in der die klerikalen Autoren ihre spirituelle Weltsicht – und ihre lateinische Bildungstradition – für die Laien in die Volkssprache „übersetzen“, und eine zweite, kirchlich-weltlich geprägte, in der die Laien, insbesondere die laikale Oberschicht, Einfluß auf den literarischen Produktionsprozeß gewinnen und ihn dadurch modifizieren. Eine scharfe Grenzziehung zwischen den beiden Phasen ist nicht möglich,

nicht einmal im Sinne einer unbezweifelbaren Zuordnung aller Denkmäler, geschweige denn im Sinne einer chronologischen Fixierung. Letztere scheitert an der in unserem Zeitraum besonders großen Datierungsunsicherheit, erstere daran, daß der Wandel nicht abrupt erfolgte und in den verschiedenen Texten, zum Teil gattungsbedingt, verschieden stark ausgeprägt erscheint. Wir sehen daher die beiden Phasen nicht durch einen exakten Schnitt voneinander getrennt sondern durch eine längere Übergangszeit, die in etwa mit der Regierung Kaiser Lothars III. (1125–1137) zusammenfällt. Es ist nach den Wirren des Investiturstreites eine Zeit der Konsolidierung, die kirchlicherseits und weltlicherseits geprägt war vom Bewußtsein des Zueinander-Gehörens und vom Willen zur Zusammenarbeit. Literarischen Ausdruck findet diese Grundstimmung der dreißiger Jahre in einem Werk, das für uns zugleich der markanteste Vertreter der literarischen Entwicklung zwischen den beiden Phasen ist, in der sogenannten ‚Kaiserchronik‘. Gattungsmäßig und inhaltlich noch der klerikal-lateinischen Tradition verpflichtet, verrät sie unter Auftraggeber- und Rezipientenaspekt schon die neue, laikale Einflußnahme auf das literarische Geschehen. Sie bildet für uns Ende und Wendepunkt des ersten Darstellungsabschnitts.



## ERSTER ABSCHNITT

Vom ‚Ezzolied‘ zur ‚Kaiserchronik‘

(1050/60 bis 1130/40)

# Literarische Interessenbildung

## Überblick

Vergleichen wir die rund hundert Jahre althochdeutsch/karolingischer Literatur mit den rund hundert Jahren unserer Periode statistisch-quantifizierend, so springt ein entscheidender Unterschied sofort ins Auge: Dort kumuliert nach vereinzelt kleineren Anfängen die Produktion zwischen etwa 830 und 870 in den großen, umfangreichen Werken des ‚Tatian‘, des ‚Heliand‘ und des ‚Evangelienbuches‘, um dann fast unvermittelt zum Erliegen zu kommen. Die frühmhd. Literaturproduktion ist am Beginn der Periode gleichfalls quantitativ bescheiden, nimmt dann aber rasch zu und erreicht schließlich einen solchen Umfang, daß an der Schwelle zur höfischen Klassik Dichtung in deutscher Sprache zu einem wesentlichen Faktor im schriftliterarisch geprägten Kulturbetrieb geworden ist.

Die Erklärung dieses Phänomens ist, wenn nicht alles täuscht, darin zu suchen, daß sich zwischen althochdeutscher und frühmhd. Zeit ein Wandel der literarischen Interessenbildung vollzog, der Produzenten und Rezipienten in gleicher Weise erfaßte. In althochdeutscher Zeit verdankte die volkssprachige Literatur, jedenfalls was die großen Oeuvres betraf, ihre Entscheidung direkt oder indirekt den kulturpolitischen Interessen und Bestrebungen der Kaiser und Könige. Bei diesen Bestrebungen konnten die Akzente unterschiedlich gesetzt werden, – das zentrale Motiv aber war stets die Schaffung eines einheitlichen christlichen Reichsvolkes, das sich seiner verbindenden und verbindlichen Normen bewußt werden sollte. Zu diesem Zweck entstand in wenigen Zentren – den großen Reichsabteien – durch die geistig führenden Männer der Zeit oder unter ihrer Leitung eine „von oben“ geplante Literatur, die, sobald sie über den elementarsten praktischen Bereich hinausging, offenbar Mühe hatte, ihr Publikum zu finden. Die Kluft zwischen der volkssprachig-mündlichen Tradition und der lateinisch-geistlichen Schriftkultur war nicht im ersten Anlauf zu überwinden. Karls des Großen Versuch, heimisch-mündliche Dichtung in schriftlicher Form festzuhalten, dürfte nicht zuletzt deshalb keine Spuren hinterlassen haben.

Betrachtet man vor diesem Hintergrund die frühmhd. Literatur, bietet sich ein ganz anderes Bild. Die Vielzahl und die Verschiedenheit der Entstehungsorte veranschaulichen ebenso wie die buntere Zusammensetzung der Autoren (soweit bekannt) die Tatsache, daß hier kein zentraler königlicher Wille den Anstoß gibt. Diese Literatur ist zum größten Teil weit entfernt von imperialem Glanz, ist, von charakteristischen Ausnahmen

abgesehen, keine „Hof“-Dichtung. Entsprechend fern liegen ihr im allgemeinen ästhetische Ambitionen. Sie ist ernst, informativ, verbindlich. Es geht ihr um die Sache, die sie dem Publikum verständlich machen möchte, – weil dieses danach fragt.

Diese Feststellung ist wichtig, da der geistlich-kirchliche Charakter dieser Literatur und die Tatsache, daß die Kirche ihr alleiniger Träger ist, die Vermutung nahelegen könnte, es handle sich hier wiederum um eine Literatur „von oben“, deren Interesse primär die Stärkung der kirchlichen Position wäre. Zugegeben, die Texte des ersten Zeitabschnitts weisen alle eine geistlich-kirchliche Tendenz auf, zielen letztlich auf eine Festigung und Intensivierung des Glaubens und ganz nachdrücklich auch auf die sich hieraus ergebenden praktischen Konsequenzen: eine christliche Lebensführung im privaten und darüber hinaus im gesellschaftlich-sozialen Bereich.

Hier wirken sicher Anstöße nach, die auf die großen religiösen Reformbewegungen zurückweisen, die von dem französischen Kloster Cluny (gegründet um 908) und der auf Reichsgebiet liegenden Abtei Gorze ausgingen und für die Folgezeit, vor allem für das 11. Jh., von entscheidender Bedeutung waren. Gemeinsame Basis der Reformen von Cluny und Gorze war das Bemühen um eine Erneuerung des klösterlichen Lebens; gemeinsam war ihnen auch, daß diese Erneuerung weit über die Mauern des eigenen Klosters hinauswirkte und nicht nur zahlreiche andere Abteien erfaßte, sondern auch in den laikalen Bereich ausstrahlte, ja von führenden Laien gefördert wurde. Doch im Verhältnis zur weltlichen Macht liegt auch der vielleicht wesentlichste Unterschied zwischen Cluny und Gorze. Während die cluniazensischen Äbte für ihren Klostersverband Unabhängigkeit forderten und auch erreichten, konnte dieses Ziel dem lothringischen Gorze angesichts der ganz anders gearteten Verquickung von weltlicher und geistlicher Macht im Reich nicht in gleicher Weise erstrebenswert scheinen. – Man hat in der germanistischen Forschung diese Reformen zeitweilig als entscheidende Triebkraft für die Entstehung der frühmittelhochdeutschen Literatur betrachtet. Das ist sicher nicht richtig. Doch so wenig Cluny und Gorze diese Literatur erklären, so wenig wird man leugnen wollen, daß sie das geistige Klima mitgeprägt haben, in dem sie entstand.

Aber es wäre falsch, wollte man deswegen die frühmhd. Werke nur verstehen als Instrument, mit dem die zu höchster Macht emporgestiegene Kirche ihre Herrschaft endgültig festigen und widerstrebende Seelen in ihre Gewalt bringen wollte. De facto dürften sich kirchliches Bemühen und laikale Aufgeschlossenheit kaum je so sehr entsprochen haben wie in diesen Jahrzehnten zwischen 1050/60 und 1130/40. Das religiöse Engagement, das sich etwa in den zahlreichen Klostergründungen und im Aufblühen des Laienbrüderinstituts manifestiert, weist auf Bedürfnisse hin, die die Kirche zwar steuern, auch nützen, aber nicht einfach erzeugen konnte. Die spiritualistische Grundstimmung erklärt sich vielmehr aus der allgemeinen Unsicherheit, hervorgerufen durch den tiefgreifenden Wandel in allen Bereichen, die die Laien dazu brachte, dringlicher als bisher nach ihrer Stellung in der christlichen Weltordnung und nach den Möglichkeiten des

Glaubens zu fragen. Sie verlangten nun nach eingehenderen Informationen, als sie ihnen die rudimentären christlichen Belehrungen in der Volkssprache bisher geboten hatten.

Ist dies richtig, so darf die frühmd. Literatur auch nicht von vornherein verstanden werden als der Versuch der Kirche, einer zunehmend selbstbewußteren Laienwelt oder gar einer autonomen weltlichen Kultur entgegenzutreten – ein Mißverständnis, das durch die Texte selbst genährt werden könnte, wenn diese – so weit wir das beurteilen können – mehr oder weniger glückliche Anleihen bei der weltlich-mündlichen Dichtung machen, oder wenn sie ihre Absicht erklären, eben diese weltliche, gefährdende Kunst ersetzen zu wollen. Man darf die Bedeutung und das ideelle Gewicht dieser mündlichen Dichtung nicht allzu hoch ansetzen; es sind durchaus ungleiche Konkurrenten, die sich hier messen. Die schlüpfrige Abendunterhaltung, die durch die geistliche Lesung ersetzt werden soll, gefährdet zunächst eher das Seelenheil der Zuhörer als den Anspruch der kirchlichen Weltsicht. Wogegen sich die Kirche und „ihre“ Literatur wendet, das ist – jedenfalls zunächst – keine autonome Kultur, kein laizistisches, kirchenferner Wertesystem, sondern eine unchristliche Lebenspraxis. So wird denn auch, z.B. im ‚Annolied‘, die weltliche Dichtung selbst in ihrer gewichtigsten Form, dem Heldenlied, nicht als gefährlich hingestellt, sondern als unzulänglich, und angesichts der umfassenden Veränderungen dürften die Antworten der traditionellen Dichtung auch tatsächlich als nicht ausreichend empfunden worden sei.

Anders die geistliche Literatur. Sie setzt sich ganz bewußt mit den neuen Erfahrungen auseinander, vor allem mit der Erfahrung des ständigen Wandels aller Verhältnisse, und sie sucht, diesen Wandel den Laien begreifbar zu machen, indem sie ihnen den Raum der Geschichte erschließt. Dem in der Wiedergabe einer fernen Vergangenheit fast zeitlosen Heldenlied und seiner Tragik setzt die geistliche Literatur die Vorstellung eines gottgewollten, zielgerichteten Geschichtsablaufs entgegen, in dem jeder einzelne seinen sinnvollen Platz hat. Die Kategorien, mit denen diese Aufgabe angegangen wurde, sind rein geistlich-theologisch, der Stoff aber war die reale Weltgeschichte, und dieses Vertrautwerden mit der Historie mußte fast zwangsläufig das Erwachen weltlich-laikaler Interessen zur Folge haben. Dieser Prozeß, der nach zögerndem Beginn sich im Verlauf unserer Epoche immer stärker beschleunigt, läßt sich an der gleichzeitigen Literatur deutlich ablesen. Herrscht am Anfang die unmittelbar heilsgeschichtliche Ausrichtung fast uneingeschränkt, so tritt diese nach und nach in den Hintergrund; geschichtliche Vergangenheit wird in sich selbst, außerhalb des theologischen Verbundsystems, als interessant, vorbildhaft, „groß“ empfunden, kann ihrerseits Normen stiften. In der Begegnung mit der Geschichte, insbesondere mit der Antike, beginnen weltlich-autonome Anschauungen sich zaghaft zu regen und darstellbar zu werden. Erst auf diesem Grund erwächst der geistlichen Literatur allmählich eine ernstzunehmende Konkurrenz, und